

Kulturgeschichte.

Funde, Forschungen; Wendungen, Wandlungen;
Probleme, Aufgaben.

Die wissenschaftliche Arbeit mit dem Spaten ist im letztverflossenen Halbjahrhundert an den berühmten Fundstätten Vorderasiens, Ägyptens, Nordwestafrikas eifrig betrieben, technisch und organisatorisch in hohem Maß vervollkommenet worden. Das hat sie vom Zufall unabhängiger gemacht und in ihren Erträgen ergiebiger. Es kamen nicht bloße Reste von Bauwerken zutage, ganze Werkstätten ferner mit allen ihren Betriebsmitteln, Skulpturen und Gemälde, Inschriften und Münzen, man holte auch uralte Archivbestände aus dem Boden, die der Forschung große Aufgaben stellten und stellen. Die babylonisch-assyrischen Keilschrifttafeln häuften sich. Einer der ersten Kenner schrieb 1806: „Zehntausende von Urkunden dieser Art vom Ende des dritten Jahrtausends bis kurz vor Christus harren der Übersetzung und Bearbeitung.“¹ Das eigentlich Neue in den letzten fünfzig Jahren aber sind auf dem Gebiet der Altertumswissenschaft die Papyrusurkunden Ägyptens. Der altgriechischen Literaturgeschichte brachten sie unerhörte Überraschungen, großartige Gewinne. Nicht mindere der Kulturgeschichte der hellenistischen Epoche und der römischen Kaiserzeit. Zudem haben sie eine neue historische Hilfswissenschaft ins Leben gerufen, die Papyrologie.

Unter den Funden, welche die Geschichte des alten Orients bereicherten, erregten einige über die Kreise der Fachmänner hinaus lebhafteste Aufmerksamkeit. Beispielsweise die 1887 in der ägyptischen Provinz Siut entdeckten 350 Tontafeln von Tell-el-Amarna, der Residenz des Königs „Sonnenscheibenglanz“: Echnaton. Es sind amtliche Korrespondenzen mit vorderasiatischen Gewalthabern aus dem 15. Jahrhundert v. Chr. Zwar tausend Jahre jünger, aber von vielleicht noch größerem wissenschaftlichen Wert sind die Erträge der Grabungen um Assuan. Nachdem die Engländer Sayce und Cowley dort höchst merkwürdige Urkunden erworben hatten, veranlaßte die Generalverwaltung der Kgl. Museen zu Berlin, daß auf der Nilinsel Elephantine systematische Forschungen in Angriff genommen wurden. Das

¹ E. Bezzold in „Die Kultur der Gegenwart“ I 7: Die oriental. Literatur 43.

geschah in den Jahren 1906—1908. Wiederum kam ein geschlossenes Archiv zum Vorschein, das der jüdischen Kolonie von Elephantine, eine große Menge in aramäischer Sprache geschriebene Dokumente aus den Jahren 483(494?)—407 v. Chr.¹, nicht bloß kulturgeschichtlich, auch religionsgeschichtlich hochwertige Stücke. Man ersieht beispielsweise daraus, daß diese Diasporajuden in ihrem Gottesglauben durchaus Mischlinge (Synkretisten) geworden waren, und daß sie die Einzigkeit der Opferstätte aufgegeben hatten. Notariell tadellos abgefaßte Darlehensscheine zeigen, daß die Zinsverbote ihrer heiligen Bücher ihnen nicht durchweg bindend schienen. Ein Fundstück, das in Vorderasien entdeckt wurde, genoß einen Augenblick internationale Berühmtheit. Es ist der 1901 in Susa gefundene Dioritblock, auf dem ein ganzes Gesetzbuch, 282 Paragraphen enthaltend, eingegraben wurde (247 Paragraphen sind in vollem Wortlaut erhalten): die Stele König Chammurapis von Babylon (2123—2081 v. Chr.). Als die Zeitungen darüber berichteten, erfolgte eine Sensation ersten Ranges. An diesen Fund schloß sich nämlich der Babel-Bibel-Trubel. Das Kulturbild, das dieses Gesetzbuch uns aufschließt, ist in zweifacher Beziehung zwiespältig. Einmal, weil da relativ nicht geringe Kultur mit primitiver Kultur verbunden erscheint: Kontrolle der Krongutverwaltung und der Fronarbeiten, Kanzlei- und Archivwesen, sehr entwickeltes Obligationenrecht einerseits; daneben Spuren schwerer Unbeholfenheit in der Gesetztechnik und Züge barbarischer Blutrache. Beispielsweise: Im Fall des Mißlingens einer Operation werden dem Chirurgen die Hände abgeschlagen; wenn beim Einsturz eines Neubaus der Sohn des Besitzers getötet wird, soll ein Sohn des Baumeisters hingerichtet werden. Sodann erscheint das Gesetzbuch Chammurapis als eine Schöpfung dieses Herrschers; manches aber, vielleicht das meiste, muß als uralte Satzung und als Uebertrag säkularer Rechtsentwicklung angesehen werden.

Eine neue Epoche von Funden und Forschungen hub an, als der Name El-Faijüm die Alttextumsforscher aufhorchen ließ. Das war um 1878. Die Papyrusammlung des Erzherzogs Rainer, die daher stammte, eröffnete die Epoche der Papyrusforschung. Dem plötzlich einsetzenden Raubbau folgte bald organisierter Betrieb, indem Forschungsinstitute der Kulturböcker die Fundstätten gegeneinander abgrenzten, untereinander verteilten

¹ E. Sachau in den Abhandlungen der Kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften Jahrgang 1907, Abhandlung 1, S. 1—46. Dann E. Sachau, Aramäische Papyrus und Ostraka usw. (Leipzig 1911).

und rüstig in Angriff nahmen. So ist Oxyrhynchos durch die Engländer berühmt geworden, andere Örtlichkeiten Ägyptens durch die Forscher anderer Nationen. Eine seltsame Fundstätte entdeckte Flinders Petrie. Man pflegte im alten Ägypten aus wertlosen Schriftstücken Pappdeckel (Kartonagen) herzustellen und diesen als Hülle für mumifizierte heilige Tiere, z. B. Krokodile, zu verwenden. In rückläufiger Technik entwickelte Flinders Petrie aus den Kartonagen die uralten Schriften. Indes die ergiebigste, eine geradezu unerschöpfliche Papyrusfundstätte, blieben die Schutthügel, welche aus städtischen Rehrichtthausen um die ägyptischen Siedelungen entstanden sind. Sie enthalten die Makulatur eines Jahrtausends; denn sie waren die Ablagerungsstätte aller Papierkörbe ansehnlicher Orte. Die Papierkörbe staatlicher und städtischer Ämter wurden da entleert, Papierkörbe von Banken und Kaufherren, von Leuten jedes Standes und Berufes, von Priestern, von Notaren, von Lehrern, von Industriellen. Inhaltlich sind die Schutthügel ein ordnungsloses Chaos. Da liegen Heiratsurkunden und Prozeßprotokolle, Zaubersprüche und Bankakten, Volkszählungslisten und Dinereinladungen durcheinander; staatliche Verwaltungsdokumente und Verträge mit Ammen, Schülerhefte und kostbare Perlen der klassischen griechischen Literatur, Schriften und Bruchstücke von Aristoteles und Platon, von Euripides, von Sappho u. a. Eine Ordnung jedoch herrscht in dem Chaos, und zwar die für den Historiker wichtigste, die chronologische. Denn wie diese Papierkörbe in der Abfolge der Zeiten aus- und aufgeschüttet wurden, liegen nun die jüngsten und spätesten zu oberst. Nach abwärts folgen dann die Schriftstücke, Makulaturen der byzantinischen, der römischen Kaiserzeit, der hellenistischen, endlich die der koptischen Epoche mit ihren vielfältigen Dialekten: achmimisch, sahidisch, saijumisch, baschmurisch, memphitisch, bohairisch. All diese Funde begann die Forschung zu sichten und aufzuarbeiten. Das geschah fast durchweg mit einer wissenschaftlichen Technik und Akribie von vollendeter Feinheit. Solche Feinarbeit ist aber an sich ein Kulturgut hohen Ranges.

L. Friedländer¹ erzählt eine Bemerkung des Historikers Drumann: „Als man anfing“ (im 19. Jahrhundert n. Chr.), „als man anfing von ‚arbeitenden Klassen‘ zu sprechen“, sagte er, „die wahre arbeitende Klasse sind wir.“ Dieses Wort verdiente heute mit roten Riesenschubstaben an alle Forschungsinstitute so hingemalt zu werden, daß jeder Vorübergehende es lesen muß.

¹ Erinnerungen, Reden und Studien I (1905) 65.

Man darf nicht meinen, in den Papyri finde sich nichts Aktuelles. In einem Leidener Papyrus aus demotischer Zeit „Unterhaltung des kleinen Schakals Rusi mit einer äthiopischen Kage“ wird das Problem erörtert, wie das „Recht des Stärkeren“ sich zur sittlichen Weltordnung verhalte. Aus Papyrusurkunden des 3. Jahrhunderts n. Chr. lernen wir den ungeheuren Valutasturz kennen, der zu den diokletianischen Höchstpreisen führte, und daß ein Mauleseltreiber damals das nämliche Gehalt erhielt wie ein Hauslehrer. Daß Abwaschweiber ein höheres Gehalt beziehen als hochverdiente Gelehrte, erfahren wir aus Papieren des 20. Jahrhunderts n. Chr.: Frankfurter Zeitung vom 10. April 1921, Nr. 261 u. a.

In allen ausführlicheren Kirchengeschichten konnte man lesen, daß in der Christenverfolgung des Kaisers Decius (249—251) allgemeiner Opferzwang vorgeschrieben und dessen Durchführung behördlich kontrolliert wurde. Unter den Papyrusfunden sind nun auch derlei amtlich ausgestellte Opferbescheinigungen¹. Sie sind alle sehr gleichartig, nach einem Formular geschrieben, vom Vorsitzenden der Opferkommission unterfertigt und waren genau datiert. Die Übersetzung eines solchen Stückes nimmt nicht viel Raum in Anspruch. Nehmen wir ein solches aus Faijum stammendes Blättchen. Es wurde am 25. Juni 250 geschrieben, 1893 entdeckt, gehört gegenwärtig zu den Berliner Papyrusammlungen; Höhe 20,5, Breite 8 cm.

„An die zur Kontrolle der Opfer gewählte Kommission des Dorfes Alexanderinsel. Von Aurelius Diogenes, Satabus' Sohn, aus dem Dorf Alexanderinsel, ungefähr 72 Jahre alt, eine Narbe an der rechten Augenbraue. Ich habe immer den Göttern geopfert und auch jetzt in eurer Gegenwart habe ich den Verordnungen gemäß geopfert und Trankopfer gespendet und von dem Opferfleisch gegessen und bitte das unten zu bescheinigen. Lebt stets glücklich! Ich Aurelius Diogenes habe die Eingabe gemacht.“ [Von anderer Hand:] „Ich Aurelius Syrus habe den Diogenes als opfernd mit uns eingeschrieben, als Teilnehmer.“ [Anderer Hand:] „Im ersten Jahr des unumschränkten Kaisers Gaius Messius Quintus Traianus Decius. Am 2. Epiphi.“

Diese Opferbescheinigungen sind gewiß merkwürdige Funde. Allein die bedeutendsten Entdeckungen auf dem Gebiet der altchristlichen Religions- und der altkirchlichen Literaturgeschichte in den letzten fünf Jahrzehnten kamen nicht aus diesen Bodenschätzen Ägyptens, sondern aus alten Bibliotheken, wie der des Katharinenklosters am Sinai, der Patriarchalbibliothek zu Jerusalem und andern.

¹ Die ersten fünf edierte C. Wessely in der *Patrol. orient.* IV 2 (1906); *Les plus anciens monuments du Christ. écr. sur Pap.* Alle bis dahin bekannten P. W. Meyer in den *Abhandlungen der Berliner Akademie* 1910.

Der Brief des vierten Papstes, Klemens I., stand seit je an der Spitze der altkirchlichen Literatur; berührt sich seine Abfassungszeit doch mit der Apokalypse, der jüngsten Schrift des Neuen Testaments. Diesem wertvollen Stück fehlte der Schluß. Und dieser Schluß, ein liturgisches Juwel, kam 1875 an die Öffentlichkeit. Einige Jahre später trat eine kostbare Schrift, die auch noch dem ersten Jahrhundert angehört, aus dem Dunkel völliger Verschollenheit ans Licht: die „Zwölfapostellehre“, 1883 in Konstantinopel gedruckt; 1887 erschien in Baltimore eine photographische Wiedergabe der Handschrift. Ingleichen völlig verschollen war die Schrift des zweitältesten Apologeten des Christentums. Diese Apologie, vom Philosophen Aristides aus Athen verfaßt und an den Kaiser Nius (138 bis 161) gerichtet, schien ein für allemal untergegangen. Bruchstücke einer armenischen Übersetzung wurden 1878, der ganze Text in syrischer Übersetzung 1889 aufgefunden. Die Martyriumsakten des hl. Apollonius (um 180) enthielten eine „geistvolle Verteidigungsrede“, die Eusebios im 4. Jahrhundert rühmte, die aber nicht erhalten blieb. Auch diese entdeckte man erst in armenischer Übersetzung (1874, 1893), dann im griechischen Text (1895). Der hochangesehene, vielgeleitete Bischof von Lyon, Irenäus (seit 177 Bischof), erfuhr ingleichen eine literarische Auferstehung. Sein Buch „Zum Erweis der apostolischen Predigt“ ist 1907 in armenischer Version von den Entdeckern veröffentlicht worden. Noch andere Funde kamen dazu, die vorstehenden aus dem 1. und 2. Jahrhundert wurden nur beispielsweise in Erinnerung gebracht. Selten oder kaum jemals bot ein halbes Jahrhundert der christlichen Altertumswissenschaft so viel literarische Funde und Forschungen.

* * *

Das Studium der antiken griechischen und römischen Geschichte hat in den letzten Jahrzehnten eine offensichtliche Wendung dort zur Periode des Hellenismus, hier zur Periode der römischen Kaiser genommen. Hier wie dort hat man zugleich der Kulturgeschichte und der Religionsgeschichte besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Mommsen, bis an den Ausgang des Jahrhunderts unbestrittener und überragender Meister auf dem Gebiet der römischen Geschichte, hat auch die spätrömische Kaiserzeit mit besonderem Eifer erforscht. Der fünfte Band seiner „Römischen Geschichte“ trägt ganz kulturgeschichtliches Gepräge, und doch war Mommsen ein politischer Geschichtsschreiber, wenn es je einen gab. Wir heben das hervor, weil auf den angeblichen Gegensatz zwischen kulturgeschichtlicher und politischer Geschichtsschreibung zurückzukommen ist. Hier ist noch darauf hinzuweisen, daß die altkirchliche Literatur, die Schriften der Kirchenväter, in den gelehrten Vätern immer nachdrücklicher gewürdigt zu werden begannen, daß von der Erforschung der spätantiken Mysterienreligionen her die vergleichende Religionsforschung immer steigende Bedeutung erhält.

Vor Jahrzehnten kolportierten Bewunderer Mommsens eine angebliche Äußerung des Meisters, er sei weniger ein Verächter als ein Haßer des Christentums, in einer seiner frühesten Schriften habe er das ausgesprochen. Es muß sich das auf seine Ausgabe der lateinischen Inschriften des Königreichs Neapel beziehen, die 1852 erschienen ist. Da schreibt Mommsen in der Einleitung Seite VII, er schließe hier die christlichen Inschriften aus, stehe er doch der christlichen Altertumswissenschaft fern und sei er „mehr noch ein Haßer als ein Verächter dieser barbarischen Steine“. Das bezieht sich lediglich auf christliche Inschriften und betrifft deren sprachliche, vielleicht auch deren graphische Eigenart. Vom Christentum ist nicht die Rede, und die kolportierte Äußerung dürfte eine Fabel sein. Ein vertrauter Schüler Mommsens meint, die „Ersetzung und Zersetzung“ des römischen Geistes durch den „nazarenischen“ habe Mommsen so sehr abgestoßen, daß er deshalb den vierten Band der römischen Geschichte nicht geschrieben habe, in dem er zum Ursprung und zur Ausbreitung des Christentums hätte Stellung nehmen müssen. Wie dem sei, der jugendliche Haß gegen die christlichen Inschriften hat ihn nicht abgehalten, ein christliches Schriftwerk in späterem Alter mit begeisterten Worten zu preisen. Das geschah im Schlußsatz des fünften Bandes der „Römischen Geschichte“: „Ein erst von wildem Lebensstaumel, dann von flammender Glaubensbegeisterung trunkenes Gemüt, wie es aus Augustinus' Confessiones spricht, hat seinesgleichen nicht im übrigen Altertum“ (6. Aufl. 1909, 659). Jeder Kenner der Confessiones wird den „wildem Lebensstaumel“ auf ein richtigeres Maß zurückzuführen wissen. Den Worten indes „hat seinesgleichen nicht im übrigen Altertum“ eignet ein gewaltiges Gewicht. Wie immer man sie auf ein rein literarisches Urteil einschränken mag, es blüht doch, gewollt oder ungewollt, die Einsicht durch, daß ein Unvergleichliches da vor uns steht, etwas, was in der antiken Geistesgeschichte ohnegleichen ist. Und das ist eine Einsicht, die für die vergleichende Religionsgeschichte ungemaine Tragweite hat. Der Begründer dieser Wissenschaft, Max Müller, sagte¹ und schrieb², als er die Notwendigkeit betonte, Religionen zu vergleichen: „Wer eine kennt, kennt keine.“ Ein Menschenalter später sagte Adolf von Harnack³: Die christliche Religion „ist die Religion, deren Eigentum die

¹ Vorlesungen an der Royal-Institution zu London, 1870 gehalten.

² Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft² (1876) 13 14.

³ Universitätsrede vom 3. August 1901 „Die Aufgaben der theologischen Fakultät und der allgem. Religionswissenschaften“: Reden und Aufsätze 2 (1904) 168 172 f.

bei den damaligen Philologen Hohngelächter hervorgerufen hätte, mit der Philologie des mittelalterlichen Latein. — Wandlungen! Traubes Geist waltet weiter. Auf seine Anregungen geht es zurück, daß die deutschen Akademien die Herausgabe der „Mittelalterlichen Bibliothekskataloge“ in Angriff nahmen. Ein bevorzugter Schüler Traubes, Paul Lehmann, hat den ersten Band fertiggestellt (die Bistümer Konstanz und Chur): kritische Feinarbeit in vollendeter Form, ein Fortschritt auf den von Traube erschlossenen Wegen. Dieser auch typographisch hervorragende Band erschien am Ende der Kriegszeit (1918)! P. Lehmann veröffentlichte gleichzeitig „Aufgaben und Anregungen der lateinischen Philologie des Mittelalters“¹, welche die Zielsetzung aufwies, es sei „die literarische Kultur des abendländischen Mittelalters zu erforschen“. In diesem Sinn, zu solchen Zielen wird nun an der nämlichen Hochschule gearbeitet, an der vor fünfzig Jahren Prantl in wegwerfenden Worten von der Geistesgeschichte des Mittelalters sprach. Ebenda wirkten nun auch die großen Erforscher der Scholastik, Clemens Baeumker und Martin Grabmann. Als ein Borort deutscher Wissenschaft hat sich München auch dadurch erwiesen, daß es die Arbeitszentrale des „Görresvereins zur Pflege der katholischen Wissenschaft“ geworden ist. Ein privater Verband, vermochte doch der Görresverein durch sein Historisches Institut in erfolgreichem Wettbewerb mit Instituten zu treten, die von Staatsregierungen finanziert waren und die der Nimbus des Hochamtlichen umgab. Das „Historische Jahrbuch“ des Görresvereins, das nun den 40. Jahrgang überschritten hat, mußte sich durchsetzen, hätte es noch so sehr gegen Wind und Wellen zu kämpfen gehabt, so gediegen war sein Inhalt, so trefflich seine Einrichtung. Ein jeder der so zahlreichen kritischen Beiträge C. Weymans war eine Förderung. Hermann von Grauert, dem „Historischen Jahrbuch“ sehr früh als leitende Kraft engstens verbunden, gab auch ihm etwas von der Eigenart, die man in seinen Vorlesungen und Seminarübungen findet wie in seinen eigenen und den Arbeiten seiner Schüler: die Verbindung der Universalität des Gesichtsfeldes mit eindringendster Quellenforschung und -kritik. Selbst vorwiegend Vertreter der politischen Historie, würdigt und wertet er die Weite des Kulturlebens.

Wie die Forschung ist auch die historische Darstellung, die für die gebildete Leserschaft bestimmt ist, kulturgeschichtlich orientiert. Gerade die katholischen Historiker haben je nach dem Stoff ihren Werken kultur-

¹ Sitzungsberichte der Königl. bayr. Akad. d. Wissensch., Philos.-philol. und histor. Klasse, Jahrgang 1918, Abhandl. 8, vorgelesen 6. Juli 1918.

geschichtlichen Einschlag gegeben oder geradezu Kulturgeschichte geschrieben. In hohem Maß hat bekanntlich schon J. Janssen die „Zustände“, „Kulturzustände“ berücksichtigt. Seinen Spuren folgend, hat Emil Michael in mehreren Bänden die Kulturzustände des 13. Jahrhunderts geschildert, ehe er zur politischen Geschichte überging. Ganz eigenartig meisterte Georg Grupp den schwierigen Stoff und schrieb viele Bände reiner Kulturgeschichte. Diese und andere neuere Historiker¹ haben die Ergebnisse der deutschen Literaturgeschichte, der deutschen Kunst-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, der abendländischen Schul- und Geistesgeschichte einbezogen. Alle diese historischen Zweigwissenschaften entdeckten, eine um die andere, jede auf ihrem Gebiet, im hohen Mittelalter, dem 13. Jahrhundert, eine Blütezeit deutscher Volks- und Volkkultur. Wieviel Aufklärungsfaßeln wurden stillschweigend weggefegt! Wandlungen! Auch in die Beurteilung der Renaissance und des Humanismus hatte die Aufklärung und ihr Erbe, der Liberalismus, religionsfeindliche Tendenzen hineingetragen. Auf diesen Gebieten hat Freiherr Ludwig v. Pastor sein monumentales Werk, die „Geschichte der Päpste“, aufgeführt. Gerade bei den so umfassenden Archivforschungen, aus denen es erwuchs, lag es nahe, die kirchenpolitische Seite der päpstlichen Amtsführung so sehr in der Vordergrund zu stellen, daß andere Seiten daneben nicht recht zur Geltung gekommen wären. In- des hat Freiherr v. Pastor mit tief religiösem Geist die religiöse Seite des päpstlichen Waltens dargestellt, mit wissenschaftlichem, mit sozialem, mit künstlerischem Geist dessen wissenschaftliche, soziale, künstlerische Seite, und das alles vermöge seines kirchlichen Sinnes zu so lebensvoller Einheit verbunden, daß ein Künstler kommen mußte, das Werk voll zu würdigen. Der Künstler kam. Aus dem öden Meer der Rezensionen ragt Heinrich Federers Würdigung der Papstgeschichte empor wie eine Insel der Seligen.

* * *

Im Zeitraum, von dem dieser Rückblick handelt, kam es wiederholt zu literarischen Fezden zwischen Vertretern der politischen und der Kulturgeschichte². Der zugewiesene Raum verbietet näheres Eingehen. Der an-

¹ In Hubert Rauffes „Geschichte des deutschen Mittelalters“ (Regensburg o. J. [1921], Habel), dessen erster Band vorliegt, hat ein Biterarchhistoriker eine Kulturgeschichte volkstümlicher Art und von sachmännischem Wert geboten.

² Dietrich Schäfer, Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte. Tübinger akademische Antrittsrede (25. Oktober 1888): Aufsätze usw. 1 (1913) 264—290. Dawider: Eberhard Gothein, Die Aufgaben der Kulturgeschichte (1889). Dann

gebliche Gegensatz ist unseres Erachtens nicht mit „entweder — oder“ zu verschärfen, sondern in „sowohl — als auch“ aufzulösen. Vorbild dafür ist der fünfte Band von Mommsens „Römischer Geschichte“. Wer war je ein „politischer“ Historiker, so fragten wir oben, wenn er es nicht war! Und doch enthält der fünfte Band vorwiegend Kulturgeschichte, schildert vorab Zustände, nur wie nebenher die Abfolge der Ereignisse, und zwar schildert er soziale Zustände, das ist mehr die Gesamtlage des Volkes (der „Massen“) als die Großtaten von Individuen¹.

Die erste und oberste Einteilung der Kultur ist nicht die landläufige in materielle und geistige Kultur, sondern die in materielle, sozial-juridische und geistige Kultur. Zu dem mittleren Glied dieser Einteilung gehören die jeweiligen Staatsformen und Rechtsordnungen (Verfassung und Verwaltung, Völker-, Staats-, Privatrecht, soziales Recht). Die Kulturstaaten erscheinen danach als Kulturprodukte hohen Ranges und Kulturfaktoren stärkster Wirksamkeit. Die „Politik“ kann deshalb aus den Kulturzusammenhängen nicht gelöst werden, die politische Geschichte ist unauflöslich mit der Kulturgeschichte verbunden. Während dies geschrieben wird, erscheinen zwei Artikel von Martin Spahn in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“²: „In den Fesseln der Vergangenheit“, ein Essay rein politischer Geschichtsschreibung, in den aber kulturgeschichtliche Momente hereinspielen; ein feines Gewebe zudem, in welchem auch verwoben erscheint die große Persönlichkeit mit den Massenwirkungen; denn politische Parteien, von denen er handelt, sind Exponenten der Massenströmungen. Hier ist das „sowohl — als auch“ leitender Gesichtspunkt.

Durch den Mißbrauch und Schwindel, der zumal in der breiten Öffentlichkeit mit dem Wort „Kultur“ getrieben wird, dürfen keiner Organisierte das Wort und die Sache sich nicht vereteln lassen. In dem massenhaften Kulturgerede gibt sich ein unabweisbares Zeitbedürfnis kund, das Bedürfnis nach großen Synthesen, nach Zusammensaffung und Überschau. Wir denken nicht daran, dem Gözen Kultur das Wort zu reden, von dem

der Streit um Damprechts Auffassung der Kulturgeschichte. Vgl. Gustav Schnürer im Historischen Jahrbuch 18 (1897) 88—116. Georg v. Below in Histor. Zeitschrift 81 (1898) 193—273. Seitdem öfters, zuletzt in Schmollers Jahrbuch 43 (1919) Heft 3: „Soziologie als Mehrfach“ (Sonderabdruck 1920). Man könnte mehrere Seiten mit Literaturnachweisen zu dieser Frage anfüllen.

¹ Damit will ich nicht sagen, daß diese drei Paare angeleglicher Gegensätze sich bedecken.

² Nr. 173 174 vom 14. und 15. April 1921.

Bagarde schrieb¹: „Die Kultur als Selbstzweck ansehen heißt Götzendienst treiben.“ Die katholische Wissenschaft sollte aber unseres Erachtens dem Zeitbedürfnis nach Zusammenfassung und Überschau entgegenkommen; denn sie lebt und webt in der absoluten Synthese, der Zusammenfassung von Allem im Höchsten, der Überschau vom Höchsten her über alles. Sie und sie allein vermag des Kulturbegriffs Herr zu werden. Den negativen Beweis erbringt die babylonische Verwirrung des Kultureredes seit mindestens fünfzig Jahren. Den positiven Beweis erbrächte folgerichtige Durchführung des christlichen Begreifens der Kulturarbeit (subjektive Seite), der Kulturgüter (objektive Seite des Kulturbegriffs), des Inbegriffs beider eben in der Kultur.

Alle menschliche Arbeit und Tätigkeit, die Werte schafft oder erhält, welche der menschlichen Natur und ihren Bestimmungen gemäß und deshalb geeignet sind, überindividuelle Gemeinschaftswerte zu sein und zu bleiben, das ist Kulturarbeit. Kulturgüter sind eben diese Werte, die Kultur selbst sowohl die Arbeit wie ihre Erträge². Es ist offensichtlich, daß der Kulturbegriff von der Weltanschauung bedingt erscheint. Konfuse Weltanschauungen erzeugen einen konfusen, eine klare Weltanschauung ergibt einen klaren Kulturbegriff. Es ist Sache der Weltanschauung, zu entscheiden, welche Werte der menschlichen Natur und ihren Bestimmungen gemäß sind, welche nicht. Dazu gehört ein volles Erfassen der menschlichen Natur aus ihrem Ursprung, ihrer Eigenart, ihren Zielsetzungen. Mit dieser Auffassung der Kultur wird sie auf dem Goldgrund göttlicher Weltordnung eingetragen. Es ist ferner Sache der Weltanschauung, die Stufenfolge der Werturteile festzustellen und festzuhalten: vom Materiellen empor zum Geistigen, vom Egoistischen zum Altruistischen, vom Individuellen zum Sozialen, von den Diesseitswerten zu den Jenseitswerten, vom Natürlichen zum Übernatürlichen. In dem Maß, als diese Stufenfolge verwirrt wird, falsche Schätzungen sich durchsetzen, Überwertungen da, Untertwertungen dort, in dem Maß tritt „Überkultur“ ein oder Unkultur. Es ist doch ein großartiges Schauspiel zu sehen, wie aus der unerschöpflichen psychophysischen Fruchtbarkeit der menschlichen Natur Kultur hervorwächst, Blüten ansetzt, Früchte trägt, Massenblüten und Massenfrüchte, wie auch Edelblüten und Edelfrüchte. In der menschlichen Natur, ihren psychophysischen Bedürfnissen,

¹ Zitiert bei J. Mausbach, Weltgrund und Menschheitsziel (1921) 48.

² Vgl. „Das Problem der Kultur“ (1888): Ergänzungsheft 43 dieser Zeitschr.

den wirtschaftlichen, den sozialen, den geistigen, wie in den geistigen Fähigkeiten diese Bedürfnisse in immer vollkommenerer Weise zu befriedigen, sind die Menschen solidarisch verbunden. Die Natur selbst führt zu der großen Arbeitsteilung in verschiedene immer mehr spezialisierte Berufe, auf die die Kulturarbeit aufgeteilt wird; die Natur selbst verbürgt in all der Kulturarbeitsteilung die Betriebseinheit, weil alle die naturgemäßen Kulturwerte Gemeinschaftswerte sind und das Gemeinschaftswohl fördern. Als vor 46 Jahren der erste Band von Albert Schäffles „Bau und Leben des sozialen Körpers“ erschien, sagte mir ein geistreicher Staatsmann, die Einleitung sei großartig und trostlos. Großartig, weil die Zurückführung des gesamten Wirtschaftslebens auf zwei Gegenströmungen, die ausschließlich auf Privatnutzen gerichtete oder Individualismus und die ausschließlich auf Gemeinnutzen gerichtete oder Kollektivismus, ungemein einleuchtend dargelegt werde. Trostlos, weil man keinen Ausweg noch Ausgleich sehe. Fahren die Gegensätze auseinander, zerreißen, prallen sie aufeinander, zerstören sie Gesellschaft und Gemeinwohl. Der damals vermißte Ausgleich ist indessen gefunden. Der Nationalökonom Heinrich Pesch tritt seit vielen Jahren mit steigendem Erfolg für eine Synthese ein, welche an beiden Systemen das Extreme abstreift, das in beiden Berechtigte vereint. Er nennt diese Zusammenfassung Solidarismus. Man kann diesen Begriff vom wirtschaftlichen auf das Kulturleben ausdehnen. Fragt man dann, worin denn die Menschen solidarisch sind, so wäre zu antworten, in der Menschennatur und ihrer Kultur; in der Natur als dem Kulturkeim, in der Kultur als dessen Entfaltung und naturgemäßer Verbollkommnung.

Die menschliche Natur ist aber um des Geistes willen und durch ihn Schöpferkraft der Kultur, Triebkraft des Fortschritts. Deshalb muß die Kulturgeschichte zugleich als die machtvollste Widerlegung der materialistischen Geschichtsauffassung erscheinen. Auch das wäre geeignet, ihr hochaktuelle Bedeutung zu geben. Freilich das größte Unglück der Kulturgeschichte sind dilettantische Versuche. Ist es ein unerläßliches Kulturbedürfnis des Moments, daß der Primat des Geistes, der Kulturprimat der Kopfarbeit nicht untergehe, sondern obenauf bleibe, so muß auch der der Fachmannschaft, fachwissenschaftlicher Arbeit unbestrittene Anerkennung behalten.

Robert von Hoffig-Riened S. J.